Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 31 (1927-1928)

Heft: 19

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : durch die Stromschnellen des Napo : Tierleben im Urwald [Fortsetzung]

Autor: Hintermann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669188

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Reiche des Sonnengottes.

12. Kapitel.

Durch die Stromschnellen des Napo. Tierleben im Urwald.

Von Dr. H. Hintermann. (Fortsetzung.)

Die Abreise von Port Napo ging nicht so leicht vonstatten, wie ich mir in meinem naiven Europäerglauben vorgestellt hatte. „Paciencia, Senor", erwiderte Dona Josefina Tag für Tag, wenn ich, ungeduldig geworden, zum Aufbruche drängte. „Die Yumbos haben ihre Chicha noch nicht vorbereitet, und ohne Chicha tritt Ihnen kein Ruderer eine so lange Reise an." Endlich brach der ersehnte Tag heran. Früh sieben Uhr erschienen zwei ältere Indianer im Herrenhaus, die mit unglaublicher Zungenfertigkeit auf die Senora einzureden begannen. Da sie leider nicht spanisch, sondern ketschua sprachen, verstand ich von dem ganzen Redeschwall nur das immer wiederkehrende „Chicha". Damit wurde mir auch schon der Sinn der Unterredung klar. Es waren zwei Abgesandte meiner künftigen Ruderer, die offenbar die Meldung brachten, daß die Abreise nochmals auf den folgenden Tag verschoben werden müßte, da die Chicha noch nicht fertig sei. Nun war's mit meiner Geduld vorbei. Bevor mir die Senora das Begehren der Leute übersetzen konnte, erklärte ich ihr frei heraus, daß ich den kurzen Sinn der langen Rede bereits verstanden habe und nun ins Pueblo hinüber gehen werde, um mir die nötigen Ruderer unter den dortigen freien Yumbos zu verschaffen. Dieses Mittel wirkte. Die Senora schlug den Leuten gegenüber plötzlich energischere Töne an, und die beiden Abgesandten entfernten sich geknickt und mit dem Versprechen, die Vorbereitungen derart zu beschleunigen, daß die Abreise um zwei Uhr möglich werde. Schon glaubte ich gewonnenes Spiel zu haben, da erschienen die beiden nach knapp einer halben Stunde noch einmal. Von neuem begann eine endlose Diskussion auf ketschua, doch war zum Glück von Chicha diesmal keine Rede. Die Leute meldeten vielmehr, daß zwei Mann allein nicht genügen würden, das schwere Boot von Aguarico aus in einem Monat zurückzurudern. Es brauche mindestens deren drei, die Arbeit sei auch so noch schwer genug. Das Ende vom Liede war, daß ich der Senora Josefina weitere zehn Sucres für den dritten Mann bezahlte. Damit glaubte ich den letzten Stein des Anstoßes glücklich aus dem Weg geräumt zu haben. Allein die Abgesandten blieben verlegen stehen und brachten ihrer Gebieterin noch eine weitere Bitte vor. Sie wünschten von mir einen Sucre, um einen Liter Zuckerrohrschnaps für die lange Reise einzukaufen. Ich bewilligte ihre Bitte ohne weiteres mit der Bedingung, daß die Flasche während der Fahrt meiner Obhut anvertraut würde. Auf diese Weise hoffte ich, die Dosierung der Medizin so vornehmen zu können, daß die Sicherheit des Bootes und der Ladung dadurch nicht gefährdet würde. Inzwischen packte ich in Eile meine Ausrüstung zusammen und ließ das Ganze nach dem Fluß hinunter tragen.

Es war ein gespannter, erwartungsvoller Augenblick, als wir punkt zwei Uhr mittags uns endlich auf dem Napo einschifften. Das Kanu lag am rechten Ufer und die Ausrüstung wurde in Eile darin verstaut. Als ich in brennender Sonnenglut das Boot betrat, mußte ich unwillkürlich zurückdenken an jenen mir unvergeßlichen Augenblick, da wir im unheimlichen Düster des zentralbrasilianischen Urwaldes unsere erste Fahrt auf dem Ronuro begonnen hatten. Damals war die Einschiffung der Auftakt gewesen zu einem monatelangen Leben harter Arbeit, zu Entbehrungen, Hunger und Krankheit. Wie würde es diesmal werden? Wohl war das Boot, in dem ich nunmehr saß, ein großer und solider Einbaum, der bedeutend widerstandsfähiger war als jene gebrechlichen Rindenkanus, die uns auf dem Ronuro oben zur Verfügung gestanden, allein in Matto Grosso hatte unsere Expedition aus dreißig erfahrenen und wohlbewaffneten Leuten bestanden, während ich die Fahrt auf dem mir gänzlich unbekannten Napo mit drei mir völlig fremden Indianern antreten mußte, die ich nie zuvor gesehen hatte und deren Sprache mir ebenso fremd war, wie das Fahrwasser des Stromes selbst.

Nachdem wir noch einen größeren Vorrat halbreifer Bananen, eine Anzahl Mandiokaknollen, sowie einen kleinen Barigudo-Affen an Bord verladen hatten, stießen wir ab und wurden von der Strömung bald in die Mitte des Flusses geführt. Während die drei Yumbos sich zunächst kräftig in die Ruder legten, hatte ich, auf meinem Gepäck in der Mitte des Bootes

sitzend, Gelegenheit, mir meine neuen Gefährten etwas näher anzusehen. Besonders vertrauenerweckend sahen sie nicht aus. Die beiden jüngeren, die an der Spitze saßen, litten an einem ekelerregenden Hautausschlag. Der älteste, der hinten im Boot saß und steuerte, war wohl um Haupteslänge größer als ich. Schon beim Einsteigen war mir ihr Benehmen sonderbar erschienen, obgleich ich mir nicht klar war, weshalb. Nun schaute ich sie genauer an und entdeckte plötzlich, daß sie offenbar total betrunken seien. Nichts Gutes ahnend, verlangte ich von ihnen durch Zeichen die Flasche mit dem „Aguardiente". Höhnisch grinsend reichten sie sie dar. Das ganze, mindestens einen Liter haltende Gefäß war leer. Die Strömung hatte in der Zwischenzeit auffallend zugenommen. Wie ein Pfeil schoß unser Boot zwischen den steilen Uferwänden dahin, und aus der Ferne tönte bereits das unheimliche Rauschen einer großen Cachoeira. Etwa eine Stunde unterhalb Port Napo biegt der Strom beinahe rechtwinklig um und bricht sich gleichzeitig durch die schräg von unten kommenden Felsschichten wild schäumend eine Bahn. Schon in Archidona hatte man mich vor diesen gefährlichen und tiefen Strudeln, in denen schon manches Kanu samt seinem Inhalt auf Nimmerwiedersehen verschwunden war, gewarnt.

Rasch entschlossen, befahl ich den Ruderern, zum rechten Ufer hinzufahren, um dort Halt zu machen, bis die Gesellschaft wieder nüchtern sein würde. Allein in ihrer sinnlosen Betrunkenheit vermochten die drei trotz meiner Mithülfe das schwere Boot nicht mehr aus der reißenden Strömung zu bringen. Völlig unfähig, die Gefahr, in der wir alle schwebten, zu erkennen, legten sie schließlich die Ruder bei Seite und überließen das Boot seinem Schicksal.

In rasender Eile trieben wir einer hohen Felseninsel zu, an deren senkrecht abfallenden Wänden sich die Wasser in wilden Strudeln brachen. Schon in der nächsten Minute mußte das Schiff an diesem Hindernis zerschellen, wenn die Ruderer sich nicht unverzüglich zu einer höchsten Kraftentfaltung aufzuraffen vermochten. In meiner verzweifelten Lage kam mir plötzlich in den Sinn, wie einer meiner Begleiter in Zentralbrasilien einst eine am Boden liegende störrische Mula dadurch wieder auf die Beine gebracht hatte, daß er ihr die Pistole direkt bei den Ohren abschoß. Ohne mich lange zu besinnen, ergriff ich deshalb das neben mir liegende geladene Winchestergewehr und ließ den beiden vornesitzenden Betrunkenen rasch hintereinander einige Kugeln um die Ohren pfeifen, wobei ich den Lärm des Wassers überschreiend nach jedem Schusse vorwärts auf die sich rasend nähernden Felsen zeigte.

Durch den Knall der Schüsse plötzlich ernüchtert, erkannten die Betrunkenen blitzartig die Gefahr. Der vorderste stand auf und gab dem hinten sitzenden Piloten durch Zeichen mit dem Arm die Steuerrichtung an. Mit Macht legten wir uns hierauf alle in die Ruder; denn wenn das Boot dem Steuer gehorchen soll, so muß es trotz der reißenden Strömung schneller fahren als diese. Mit einem letzten verzweifelten Ruck sausten wir an dem verhängnisvollen Felsen vorbei. Das Schiff schoß in einen Strudel hinunter, wurde hierauf trotz seiner schweren Ladung wie ein Federball emporgehoben und verschwand schon im nächsten Augenblick in der schäumenden Gischt. Von allen Seiten klätschten die Wogen herein; im Nu war das halbe Boot mit Wasser gefüllt und drohte zu sinken. Allein dank meiner Erfahrungen vom Xingu her hatte ich diesen Moment längst vorausgesehen. Bevor wir in den Strudel selbst hineingeschleudert wurden, ergriff ich den großen Aluminiumkochkessel und begann in fieberhafter Hast das Wasser auszuschöpfen. Wohl schlugen auch unterhalb der Hauptschnelle noch zahlreiche Wellen in das Boot, allein die Yumbos hatten die Situation begriffen und arbeiteten gleich mir in höchster Eile an der Herausschaffung des eingedrungenen Wassers. Trotz aller Anstrengungen waren wir jedoch außerstande, das Boot genügend zu entleeren, und als aus der Ferne von neuem das unheimliche Rauschen einer Schnelle ertönte, gab ich das Zeichen, zu einer flachen Kiesbank am linken Ufer hinzusteuern und das Boot dort auf das Trockene zu ziehen. Zwar war die Zeit noch nicht so weit vorgerückt, um die Fahrt zu unterbrechen, allein für diesen Tag hatte ich genug. Die durch den Schrecken aufgepeitschten Nerven verlangten gebieterisch nach Entspannung und so entschloß ich mich trotz der frühen Stunde, auf der Kiesbank unser Lager aufzuschlagen.

So wie ein Bergsteiger, der mühsam eine gefährliche Wand erklettert, sich gemächlich auf einem ebenen Rasenband hinstreckt, bevor er es unternimmt, sein Wagnis fortzusetzen, so lagerten auch wir auf unserer Kiesbank mitten zwi-

schen zwei tobenden Stromschnellen, die wütend nach einem Opfer brüllten.

Gerade anmutig war zwar die Gegend, in der wir lagerten, nicht. Senkrecht von den Ufern aufsteigend, erhoben sich zu beiden Seiten die düstern Wände des hochstämmigen Urwaldes, dessen dichtes Unterholz jedwedes Eindringen zu verwehren schien. Gewitterdrohend wölbte sich über der schmalen Lichtung der schwarze Abendhimmel, und zwischen den grünen Waldufern rauschten finster die erregten Wasserwogen.

Ohne viel Umstände hatten sich die Yumbos auf das grobe Gestein der Kiesbank niedergelegt, um nach der unliebsamen Störung ihren Schnapsrausch auszuschlafen. Da mit den wie tot Daliegenden sowieso nichts mehr anzufangen gewesen wäre, verzichtete ich auf ein Nachtessen und spannte zwischen zwei Bäumen am Waldrand meine Hängematte auf. Als die Nacht hereinbrach, zündete ich dicht davor das altgewohnte Lagerfeuer an und überließ mich, eine Pfeife rauchend, meinen Betrachtungen.

Zum ersten Male während der ganzen, nun fast ein Jahr schon dauernden Reise fühlte ich mich so recht verlassen. Dieses erste Napo-Lager hatte nichts von dem Gefühl wohligen Geborgenseins, das uns am Xingu oben trotz aller Wildnis überkam, wenn abends ein Dutzend fröhlich flackernder Feuer aus dem Dunkel des Waldes aufleuchteten und man, neben den Kameraden in der Hängematte liegend, über allerlei erbaulichen Plaudereien so ganz allmählich in das Reich der Träume hinübersegelte. Hart trat mir ins Bewußtsein, daß ich diesmal auf niemandens Hilfe zählen konnte, wenn meine drei indianischen Begleiter, nach meinem bißchen Habe lüstern, sich plötzlich als Verräter zeigen sollten.

Allmählich erlosch das kleine Lagerfeuer. Tiefe Dunkelheit senkte sich über den Fluß herab, und außer dem monotonen Rauschen des Wassers drang kein Laut durch die Einsamkeit. Schon war ich dem Einschlafen nahe, da ließ mich plötzlich ein Krachen im nahen Walde hochauffahren. Erschreckt griff ich zu der elektrischen Lampe und dem neben der Hängematte stehenden Gewehr. Das Geräusch kam immer näher. Es tönte ganz so, wie wenn sich ein Mensch oder ein Tier mit Gewalt durch das Unterholz zwängte. Mein erster Gedanke war: ein Wilder oder ein Jaguar. Nun konnte die Erscheinung nur noch wenige Meter von meiner Hängematte entfernt sein. Geräuschlos legte ich das Gewehr in der vermuteten Richtung an und ließ plötzlich den Lichtkegel des Scheinwerfers über den Waldrand gleiten. Im selben Augenblick schoß ein riesiger Tapir aus dem Dickicht hervor und rannte über die Kiesbank direkt an den Köpfen der Yumbos vorbei nach dem Wasser. Ein plätscherndes Geräusch, dann war das Tier auch schon in den Fluten verschwunden. Über dem Lärm erwachte einer der Indianer. Schlaftrunken richtete er sich auf und rieb sich im Schein meiner Laterne seine gläsern blickenden Augen. Dann murmelte er etwas in seiner Ketschuasprache und legte sich wieder aufs Ohr.

Gerne wäre ich aufgestanden, um das erloschene Feuer wieder anzufachen, allein es war kein Holz mehr da, und solches trotz der Dunkelheit im Walde zu holen, schien nicht rätlich. So legte ich mich in die Hängematte zurück und versank bald darauf wieder in einen unruhigen Halbschlummer. Allein fast schien es, als sei der Teufel los in diesem Lager, denn plötzlich ertönte ein Krachen, als ob in nächster Nähe eine Kanone losgeschossen worden wäre, und gleich darauf schien es, als sei die ganze Tierwelt des Waldes in Aufruhr geraten. Zu dem angstvollen Schreien einer Bande aufgeschreckter Affen gesellte sich das Gebrüll eines Jaguars und das langgezogene unheimliche Rufen im Schlaf gestörter Vögel. Ein derartiger nächtlicher Lärm mitten in der Stille des Urwaldes ist zwar etwas sehr Gewöhnliches. Irgend ein morscher Baumriese war durch einen stärkeren Windstoß zusammengebrochen. Beim Sturze hatte er wohl noch ein halbes Dutzend kleinere Bäume mitgerissen und die darauf befindlichen Tiere erschreckt oder gar verletzt.

Soweit wäre also kein Grund zur Beunruhigung gewesen. Allein das Geknurr des Jaguars, das mir vom Xingu her noch allzu sehr in den Ohren lag, ließ mir nun doch das Wiederanfachen des Feuers als nützlich erscheinen. Auch riefen mir einige plötzlich einsetzende Windstöße in Erinnerung, daß ich am Abend versäumt hatte, die Bäume in der Nähe unseres Lagers genauer anzusehen. Wenn der eben gestürzte Urwaldriese etwas näher bei uns gestanden hätte, wäre das Erwachen ob seinem Falle vielleicht bedeutend weniger gemütlich gewesen. Des fernern kam mir in den Sinn, daß der Jaguar vielleicht dem eben in unser Lager eingebrochenen Tapir auf den Fersen war und auf der Suche nach diesem, vielleicht ohne zu

wollen, auch uns mit seinem Besuche beehren könnte. So zündete ich denn die über meinem Haupte hängende Kerzenlaterne an, damit ich die Richtung des Lagers wieder fände und machte mich auf, um beim Schein der Taschenlampe im Walde Holz zu suchen. Bald hatte ich soviel beisammen, daß es zu einem kräftigen Feuer reichte. Bei der Hängematte angekommen, wollte ich es schon zu Boden werfen, da überlegte ich mir plötzlich, daß es vielleicht besser wäre, vom Waldrande etwas abzurücken und das Feuer in der Nähe des Bootes anzufachen. Als ich jedoch an dieser Stelle anlangte, fiel mir das Holz aus den schlaff gewordenen Armen und das Blut drohte mir in den Adern zu erstarren: Das Wasser des Flusses war in der Zwischenzeit gestiegen und das Kanu, das wir nur auf das flache Ufer gezogen, aber nicht angebunden hatten, war verschwunden.

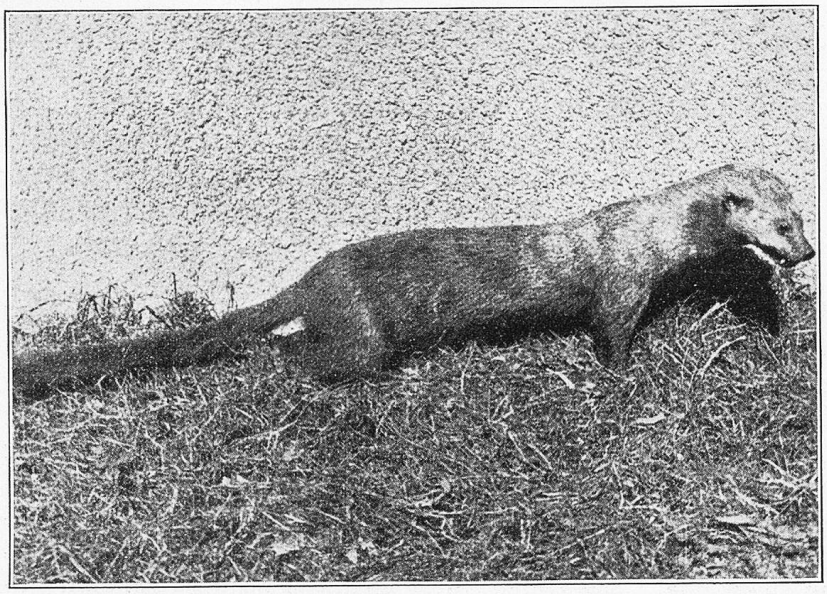
In höchster Eile weckte ich die betrunkenen Indianer. Erschreckt fuhren sie auf und starrten mich mit entsetzten Mienen an. So laut ich konnte, schrie ich ihnen zu: Canoa! Canoa! Allein sie verstanden mich natürlich nicht. Als ich jedoch den Schein der elektrischen Lampe über die Stelle gleiten ließ, wo das Boot gestanden hatte und sie sahen, daß diese leer war, begriffen sie endlich, worum es sich handle. Ohne einen Moment zu zögern, sprangen wir alle gleichzeitig in den Fluß und leuchteten die Wasserfläche ab. Nach kurzem Suchen stieß ich einen tiefgefühlten Seufzer der Erleichterung aus: Zwanzig Meter unterhalb des Lagers, durch einen größeren Stein noch festgehalten, tauchte das Boot auf. Fünf Minuten später, und es wäre die Stromschnellen hinunter auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Mit Wucht zogen wir es nun, beim Lager angekommen, wieder ans Land. Allein auch das genügte noch nicht. Ohne Verzug packte ich für den Fall, daß das Wasser noch weiter steigen sollte, das lange Seil aus und band damit das Boot an einem kräftigen Baume fest. Und während die Indianer nun ohne mein Zutun ein helloderndes Feuer anzündeten, setzte ich mich noch zitternd vor Aufregung in das Kanu selbst und dachte darüber nach, wie es wohl gewesen wäre, wenn das Boot mit unserer gesamten Habe davon geschwommen wäre!

Ein Gefühl wie beim Erwachen aus einem schweren Angsttraum beseelte mich; denn wie hätten wir eine menschliche Siedelung wieder erreichen können, ohne Boot, ohne Beil, ohne Lebensmittel und genügende Munition! In dem besonders längs des Flusses ungemein kräftigen und dichten Unterholze wären wir ohne Hilfsmittel elend stecken geblieben und hätten unter Umständen ruhig verhungern können, ohne daß je eine Menschenseele von unserem Schicksale etwas vernommen hätte. In jener Nacht zum erstenmale begriff ich den Sinn des Dienstreglementes der brasilianischen Armee, in dem strenge vorgeschrieben wird, daß bei militärischen Expeditionen jeden Abend alle Boote zu entladen seien. Wie oft hatten wir es während der Fahrt auf dem Ronuro unnütz und lächerlich gefunden, daß die schweren Kisten bei jedem Aufschlagen des Lagers die steilen Ufer hinauf und am Morgen wieder hinunter geschleppt werden mußten! Und während ich in die lodernden Flammen starrte, gedachte ich auch dankbar des Jaguars, dessen rechtzeitiges Knurren uns vor schwerem Leid bewahrt hatte.

Nach der kühlen Nacht brach ein taufrischer Morgen heran. Als ich in meinem Lager im Boote erwachte, war es bereits hell. Während jedoch die Baumwipfel am jenseitigen Ufer längst im Sonnenglanz erstrahlten, lagen über der Kiesbank und dem Fluß noch tiefe Schatten und zwischen dem Rauschen der Wasser tönten die taktmäßigen Schnarchtöne der schlafenden Indianer. Unschlüssig, was ich zunächst tun solle, lief ich nach der Hängematte. Die frischen Tapirspuren in deren Nähe riefen mir die Ereignisse der vergangenen Nacht wieder lebhaft in Erinnerung. Behaglich streckte ich mich nochmals in das bequeme Lager und dachte darüber nach, wie sich solche unliebsame Zwischenfälle künftig wohl am sichersten vermeiden ließen.

Unterdessen war die Sonne höher gestiegen. Die ersten Strahlen erreichten bereits das Laub des Unterholzes in der Nähe meiner Hängematte, als ich plötzlich auf einem Zweige einen Kolibri gewahrte. Genauer hinsehend, erblickte ich auch das kleine neben ihm befindliche Nest. Es stak in der Gabel eines Zweiges, der so dünn war, daß es beim geringsten Luftzug hin und her geschaukelt wurde. Neugierig trat ich näher, worauf auch das brütende zweite Tierchen, das ich bis anhin gar nicht gesehen hatte, wie ein Pfeil davonschoß. Im Neste selbst lagen zwei, im Verhältnis zur Kleinheit der Tiere recht ansehnliche Eier. Was mich am meisten wunderte, war der Umstand, daß der Nestinhalt bei den starken Schwankungen des Zweiges nicht herausgeschleudert wurde. Als ich die zierliche Be-

hausung jedoch genauer untersuchte, entdeckte ich, daß der Innenrand des Nestes stark umgebogen war, wodurch ein Herausrollen der Eier verunmöglicht wurde. Um die Tierchen etwas genauer beobachten zu können, setzte ich mich wieder in die Hängematte, wo ich mich möglichst ruhig verhielt. Nach wenigen Minuten schon saß der eine Kolibri wieder im Neste, ohne daß ich ihn hätte herbeifliegen sehen. Er mochte kaum länger als fünf Zentimeter sein und war offenbar eine der in Peru und Ecuador sehr



Irara, marderähnliches Raubtier.

häufigen Hummelelfen. Oberseite und Brust glitzerten metallischgrün, während die Kehle ein zart rosafarbenes Schuppenschild bedeckte. Auch sein Gefährte stellte sich bald wieder ein und ließ sich auf einem Zweige in der Nähe des Nestes nieder. Leider erwachten in diesem Momente die Indianer, und auf den Lärm hin verschwanden die hübschen Tierchen aufs neue.

Während meine Begleiter das heruntergebrannte Feuer wieder anfachten und für das Frühstück den Kochtopf mit Mandiokaknollen daraufstellten, entschloß ich mich, einen Streifzug in den Wald zu machen, um mir den nächtlicherweile gestürzten Urwaldriesen anzusehen. Das kurze Winchestergewehr in der Hand gelangte ich auf dem Tapirpfade mühelos ins Innere. Etwa zwanzig Meter von meiner Hängematte entfernt, traf ich unvermutet auf die in dem weichen Boden besonders deutliche Fährte des Jaguars. Hier mußte er von uns Wind bekommen haben und wieder umgekehrt sein. Vorsichtigerweise prüfte ich sogleich das Gewehr und entdeckte zu meinem Schrecken, daß es gar nicht geladen war. Ich hatte am Tage vorher die wenigen darin befindlichen Patronen in der Stromschnelle verschossen und in der Aufregung vergessen, neue nachzufüllen. „Glück muß der Mensch haben, wenn er so vergeßlich ist," dachte ich und kehrte schleunigst ins Lager zurück, um das Versäumte nachzuholen. Dann bahnte ich mir mit dem langen Buschmesser von neuem einen Weg ins Innere und stand nach wenigen Minuten schon bei der Leiche des Urwaldriesen, dessen Sturz den nächtlichen Radau verursacht hatte.

Die Richtung, in der er lag, war leicht zu finden gewesen; denn beim Falle hatte er eine kleine Lichtung in seine nächste Umgebung geschlagen. In wirrem Durcheinander lagen Äste und ganze Baumkronen, aus denen heraus gleich Spießen die geknickten Stämme der kleineren Bäume ragten. Beim Nähertreten schoß plötzlich ein etwa achtzig Zentimeter langes, marderartiges Tier von braungrauer Färbung an mir vorbei den nächsten Baum hinauf und sprang von dort in meterlangen Sätzen von Ast zu Ast, bis es endlich im Laubwerke verschwand. Seinem Aussehen nach mußte es ein Irara gewesen sein, ein äußerst gewandter Räuber, der sich von kleineren Tieren, Eiern, Früchten und dergleichen nährt und gelegentlich auch den vereinzelten Gehöften am Napo selbst seine unerwünschten Besuche macht. Da das Fleisch sehr schlecht sein soll und die Jagd des Unterholzes wegen sowieso aussichtslos gewesen wäre, beschloß ich wieder, zum Lager zurückzukehren.

Auf halbem Wege, an einer besonders dunkeln Stelle, bemerkte ich am Boden, vom braunen Laube kaum zu unterscheiden, eine riesige Vogelspinne. So wie sie in ruhender Stellung dalag, mochte sie wohl eine Kreisfläche von fünfzehn bis achtzehn Zentimeter im Durchschnitt bedecken. Dieses rotbraune, oft beinahe schwarze Tier findet sich im ganzen tropischen Südamerika recht häufig. Auch in Simao Lopez (Zentralbrasilien) hatte uns der Verwalter der dortigen Station ein Exemplar gezeigt, das genau die gleiche Färbung wie das vor mir liegende besessen, nur daß jenes wesentlich klei-

ner gewesen war. Die gemeine Vogelspinne baut keine Nester, sondern lebt von größeren Insekten, denen sie auflauert; auch überfällt sie mit Vorliebe kleinere Vögel, namentlich Kolibris, in ihren Nestern, tötet sie mit ihrem giftigen Bisse und saugt sie aus. Auch beim Menschen erzeugt ihr Biß heftige und äußerst schmerzhafte Entzündungen. Ja, selbst wenn es nicht zum Bisse kommt, kann eine Berührung mit dem dichtbehaarten Tiere sehr unangenehm wirken; denn schon beim leisesten Kontakte fallen seine Haare aus und erzeugen auf der Haut ein starkes Jucken oder gar eine Entzündung wie bei einer Brandwunde. In Brasilien wäscht man zur Linderung der Schmerzen die Wunden häufig mit Salzwasser. Gerne hätte ich das unbeweglich vor mir liegende Tier seiner Größe wegen mit mir genommen, allein da ich keinen Alkohol zu seiner Aufbewahrung besaß und die Indianer den Zukkerrohrschnaps völlig ausgetrunken hatten, mußte ich wohl oder übel darauf verzichten.

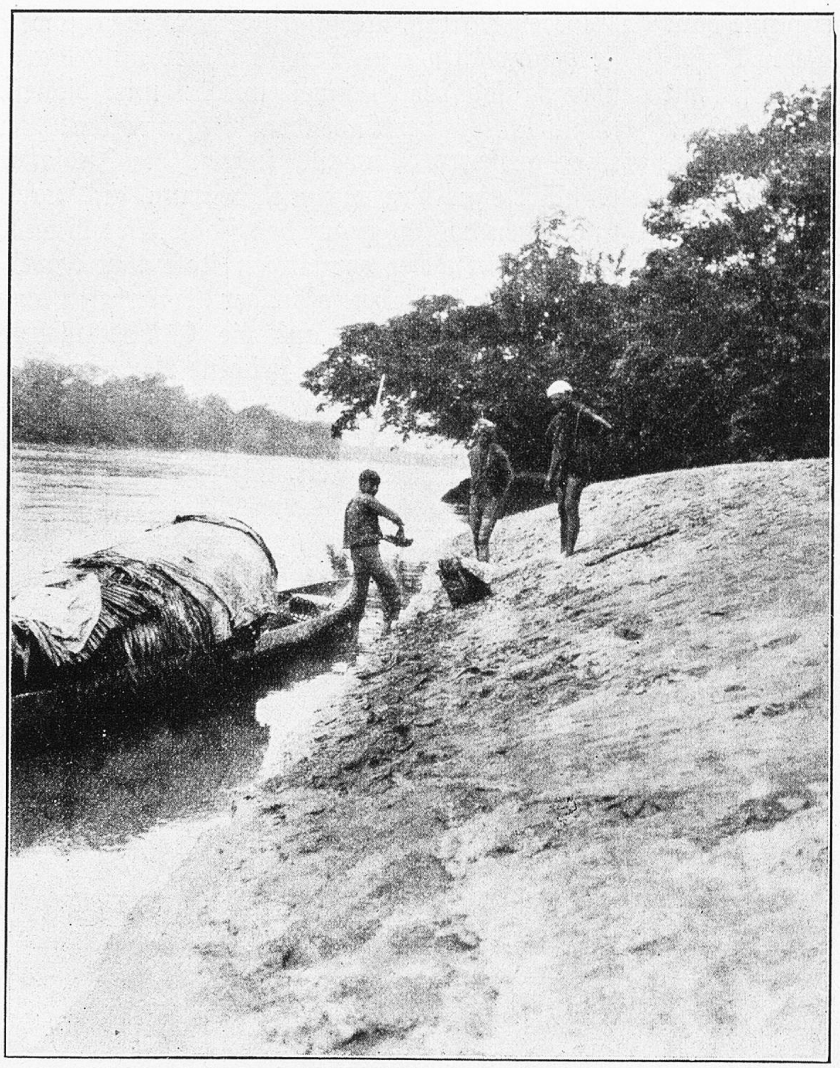
Im Lager hatten meine Begleiter unterdessen das Frühstück fertig gekocht und wenn sie auch noch recht katzenjämmerlich aussahen, waren sie doch wieder so weit munter, daß wir die Fahrt stromabwärts fortsetzen konnten. Im hellen Scheine der schon hochstehenden Sonne sah die Umgebung keineswegs mehr so unfreundlich aus wie bei der Gewitterstimmung am Abend vorher. Mit frischem Mute luden wir unsere Kisten ins Kanu und fuhren los. Wohl sahen die Schnellen, denen wir in reißender Fahrt entgegentrieben, alles andere als harmlos aus. Allein nun sollte ich sehen, wie gut die Ruderer in nüchternem Zustande ihr Handwerk verstanden. Während der vorderste fast immer stand und dem hinten sitzenden Piloten mit dem Arme die Steuerrichtung zeigte, legten sich die andern ins Zeug, daß es eine Freude war. Mit lautem fröhlichem Gejohle schossen wir durch die Strudel, und wenn auch die Wogen mit Macht in das Boot hineinklatschten und es oft so rasch füllten, daß es zu sinken drohte, erreichten wir doch stets ohne Schwierigkeiten das Land, wo wir das eingedrungene Wasser wieder auszuschöpfen vermochten.

Gegen Mittag, als sämtliche Schnellen, soweit sie gefährlich waren, bereits hinter uns lagen, überzog sich der Himmel wieder mit dichten, nichts Gutes verkündenden Regenwolken. Bei einer größeren Kiesbank fuhren die Indianer plötzlich, ohne daß ich wußte warum, ans Land und zogen das Boot auf das flache Ufer hinauf. Als ich, mit dieser vorzeitigen Rast nicht einverstanden, die Leute zu sofortiger Weiterfahrt aufforderte, deuteten sie auf die Gewitterwolken und machten mir durch Zeichen klar, daß sie über dem Boote ein großes schützendes Blätterdach anbringen wollten. Das konnte mir in Anbetracht der Heftigkeit, mit der die tropischen

Vogelspinne mit Kolibri.

Gewitter aufzutreten pflegen, nur angenehm sein. Ich benützte daher die Zeit, während der die Leute Blätter herbeischafften, um das Dach herzustellen, zu einem kleinen Jagdabstecher in den nahen Wald. Daß dieser nämlich bedeutend wildreicher sein mußte als der zentralbrasilianische, hatte ich schon während der kurzen Morgenfahrt bemerkt. Scharen von Araras und Periquitos (Zwergpapageien) sowie eine Menge anderer, mir unbekannter Vögel waren bei unserem Nahen aufgeflogen und hatten uns mit ihrem Gekreisch oft Viertelstunden weit verfolgt. So hängte ich denn wieder das Buschmesser und die Patronentasche um und begab mich mit der Büchse in der Hand auf den Weg. Vor dem Weggehen machte ich meinen Begleitern noch durch Zeigen eines kurzen Sonnenbogens klar, daß ich nicht länger als etwa eine Stunde fortzubleiben gedenke.

Da das eigentliche Flußufer bedeutend höher als die Kiesbank lag, war der Boden des Wal-



Napo. Die Yumbo-Indianer bei der Bereitung von Bananen-Chica.

des trotz der letzten Regengüsse ziemlich trocken. Einem ausgetretenen Wildpfade folgend, gelangte ich rasch ins Innere, versäumte aber nach alter Gewohnheit nicht, in kurzen Abständen durch Messerhiebe an den Bäumen den Rückweg zu markieren. Wohl führte ich einen guten Kompaß bei mir, allein von früher her wußte ich noch zu gut, wie leicht man sich bei der Jagd in den dichten Urwäldern verirren kann. Wohl eine halbe Stunde mochte ich so lautlos gegangen sein, als ich unvermutet auf einen dürren Ast trat. Auf das Geräusch hin vernahm ich plötzlich direkt über mir den schweren Flug aufgeschreckter Vögel. Es waren einige Mutums, die sich in der Richtung einer kleinen Lichtung hin verzogen, sich jedoch schon nach kurzer Strecke auf den untersten Ästen eines großen Baumes niederließen. Offenbar hatten sie mich selbst noch nicht bemerkt. Obschon ich zweifelte, ohne Schrot den Tieren beizukommen, folgte ich ihnen möglichst vorsichtig und schoß, sobald ich sicher war, daß sie in die nur kurze Tragweite meines Gewehres gekommen waren. Auf den Knall hin zeichnete einer scharf, während die andern schleunigst davonstoben. Der Getroffene kam im Gleitflug herunter und setzte, auf dem Boden angekommen, seine Flucht durch das Unterholz fort. Nicht ohne Mühe holte ich ihn ein und schlug ihn mit einem Holzstück vollends tot. Es war ein gewöhnliches Mutum, schwarz, mit weißem Bauche und einem Gewicht von mehreren Kilo. Erfreut über die schöne Beute, machte ich mich sofort auf den Rückweg nach dem Lager, wo meine Begleiter inzwischen ein solides, gewölbartiges Blätterdach über dem mittleren Teil des Bootes errichtet hatten.

Da nunmehr ein kräftiger Regen einsetzte, war mir das schützende Dach doppelt angenehm. Ebenso erfreut schienen die Indianer beim Anblick des erbeuteten Mutums, das einen guten Braten versprach. Während der Fahrt flußabwärts erlitt das gute Einvernehmen mit meinen Ruderern allerdings eine kleine Trübung. Die Indianer dieser Gegenden haben nämlich die Gewohnheit, bei plötzlich einsetzenden Gewittern ihre sämtlichen Kleider auszuziehen und diese irgendwo ans Trockene zu legen, um sie vor völligem Durchnäßtwerden zu schützen. Gegen diesen Brauch an und für sich wäre gewiß nichts einzuwenden gewesen, allein die Ruderer wollten nun unbedingt zu diesem Zwecke den großen Aluminiumkochtopf verwenden, weil sie offenbar der Ansicht waren, ihre Kleider seien unter dem umgestülpten Topf am sichersten vor dem Regen. Damit war ich jedoch um so weniger einverstanden, als zwei meiner Begleiter mit einem ekelerregenden Hautausschlag behaftet waren, dessen Natur ziemlich zweifelhaft war. Da wir nicht miteinander reden konnten, zerrten wir eine Zeitlang an dem Kessel hin und her, bis ich ihn endlich losriß

und in den hintersten Teil des Bootes schleuderte. Als die Yumbos sahen, daß es mir mit meiner Weigerung ernst sei, gaben sie sich schließlich zufrieden, allein an ihren bösartigen Mienen und ihrem nachlässigen Rudern merkte ich bald, daß das bisherige gute Einvernehmen gestört sei. Infolgedessen empfand ich es als eine angenehme Ablenkung, als der Regen wieder aufhörte und wir bald darauf zu einer unmittelbar am Fluß gelegenen Siedelung von Zaparoindianern kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühgewitter.

Die Luft erdröhnt von dumpfem Donnerschlag;
Nur schwer entweicht die Dämmerung dem Tal,
Aus dunklen Wolkenschlünden blitzt es fahl;
— Wo bleibt die Sonne, wo der junge Tag?

Die Vögel flattern bang umher, als wär'
Ein Unheil in der Luft, das sie bedroht;
Aus Hagelwolken bricht vielleicht der Tod?
Am Bache dichtet sich das Nebelmeer. —

Dann fährt der Wind ins grüne Buchenhaar;
Die Stille weicht, der schwere Regen fällt,
Die durst'ge Erde trinkt, was sie nur hält;
Ein jedes Pflänzlein labt sich wunderbar!

Die Erde bebt; grell kündet Strahl um Strahl,
Wo der Gewalt Geschoß sich rasch verlor,
Dann tritt die Sonne sacht durch's Himmelstor:
Der junge Tag steigt lächelnd in das Tal!

Paul Müller.

Der Bücherprüfer.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Jeder Stand, und sei er noch so bürgerlich, hat seinen anerkannten König. Sogar die Bücherprüfer.

In meiner jungen Kaufmannszeit trug den Hermelin der Bücherprüfer Richard Lenz. Der Hermelin war unsichtbar, sichtbar war sein grauer, abgetragener Lodenmantel.

„Junger Mann," verriet er mir, „mehr und tiefer als die andern sieht der Unscheinbare."

Nach ein paar zögernden Zügen aus zerbissener Pfeife setzte er hinzu: „Am meisten aber sieht der Unsichtbare."

Ich hatte es nicht leicht bei ihm. Er verlangte viel. Im Vertrag stand hinter Arbeitszeit: Je nachdem.

Als ich's las, sah er mich an: „Was Sie denken, weiß ich. Schadet nichts. Fangen wir an."

Ich begann mit sieben Arbeitsstunden, fiel auf drei und stieg auf zehn. „Revisionsbedürfnis kommt in Stößen," sagte er, „Bereitschaft ist in unsrem Handwerk alles."

Zwei Jahre und die Prüfungstechnik, wie sie damals üblich, saß.

Ich blähte mich bescheiden. Er lächelte: „Sie vergessen, daß dieselbe Technik bei den Herren Fälschern schon seit länger sitzt — jetzt mal anders 'rum, Verehrter."

Zwei Jahre, und ich hatte anders 'rum prüfen gelernt. Wieder war ich stolz.

Er schob mir einen Pfeiler fremder Revisionsberichte zu: „Lesen Sie."

Ich las: „Die unterzeichneten Revisoren bestätigen die Übereinstimmung der vorstehenden Bilanz mit den ordnungsmäßig geführten Büchern der Gesellschaft."

Er biß an seiner Pfeife: „Der Satz sieht nach was aus, nicht war. Reißen wir ihm seine Takelage vom Leib — was bleibt?"

„Die Bestätigung, daß alles schön addiert ist."

„Sie machen sich. Aber zu belächeln brauchen Sie die Herren nicht. Können Sie im Grunde mehr?"

Ich verwies ihn auf das neugelernte Andersrum.

„Na ja," biß er an der Pfeife, „ein wenig enger sind die Maschen dadurch. Mancher kleine Weißfisch, der sonst durchgekommen wäre, fängt sich. Wie aber steht es mit den Hechten?"

„Hechte?"

„— pflegen Netze durchzubeißen, wenn Sie's noch nicht wissen sollten. Ihnen kommt man nur mit unsichtbaren Netzen bei. Selbstgewebten, junger Freund. Soll ich Sie weben lehren?"

Er nahm mich ins Kaffeehaus mit. Wir saßen hinter einer Spiegelscheibe in der Nische. Draußen flutete das Straßenleben. Menschen kamen, Menschen gingen, grüßten sich, besprachen sich und sah'n einander nach.